

dtv

Die junge Harper Connelly ist gewissenhaft, ehrlich, loyal – und in den Augen der meisten Menschen ziemlich seltsam. Denn seit sie als Teenager einmal vom Blitz getroffen wurde, hat Harper eine ungewöhnliche Gabe: Sie kann Tote finden und deren letzte Momente nacherleben. Diese Gabe hat sie zum Beruf gemacht – ganz normal für eine Dienstleistungsgesellschaft, meint sie, aber die Leute, denen sie bei ihrer Arbeit begegnet, sehen das oft anders ... Gemeinsam mit ihrem Stiefbruder, Manager und Bodyguard Tolliver fährt sie in eine Kleinstadt in Arkansas, um nach einem verschwundenen Mädchen zu suchen. Diese Aufgabe ist schnell erledigt, doch die Stadt anschließend wieder zu verlassen ist nicht ganz so einfach. Tolliver wird unter einem fadenscheinigen Vorwand verhaftet, und auf einmal ist Harpers Leben in Gefahr. Ganz eindeutig stimmt etwas nicht in Sarne, Arkansas. »Eine einzigartige Heldin, die mit ungewöhnlichen Problemen zu kämpfen hat und uns völlig in ihren Bann schlägt. Absolut originell.« (RT Bookclub)

Charlaine Harris lebt in Arkansas – gemeinsam mit ihrem Mann, ihren drei Kindern, zwei Hunden, zwei Frettchen und einer Ente. Sie ist eine unersättliche Leserin, gemäßigte Cineastin und gelegentliche Gewichtheberin. Charlaine Harris hat zahlreiche Kriminalromane sowie die Kult-Vampirserie um die gedankenlesende Kellnerin Sookie Stackhouse veröffentlicht.

Charlaine Harris
Grabesstimmen

Roman

Deutsch von
Christiane Burkhardt

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Charlaine Harris
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Falsches Grab (21121)
Ein eiskaltes Grab (21196)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**

Deutsche Erstausgabe
Februar 2008
2. Auflage Februar 2010
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 2005 Charlaine Harris
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
›Grave Sight‹ (Berkley, New York 2005)
© 2008 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Darren Winter
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Palatino 9,5/12,75
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21051-5



Die stummen Zeugen liegen überall. Sie gehen von einer Materie in die andere über und werden für ihre Liebsten zunehmend unkenntlicher. Man wirft sie in Abwasserkanäle, deponiert sie in Kofferräumen liegen gebliebener Autos, beschwert sie mit Zementblöcken und versenkt sie in Seen. Diejenigen, die man noch schneller loswerden will, wirft man einfach aus dem fahrenden Wagen. So kann das Leben, das aus ihnen gewichen ist, vorbeirauschen, ohne sie auch nur eines Blickes zu würdigen.

Manchmal träume ich, dass ich ein Adler bin. Ich kreise über ihnen, entdecke ihre sterblichen Überreste und erfahre auf diese Weise, wie man sich ihrer entledigt hat. Ich mache den Mann ausfindig, der mit seinem Feind auf die Jagd ging – unter dem Baum da, in diesem Dickicht. Ich entdecke die Gebeine der Kellnerin, die den falschen Mann bediente – unter dem eingestürzten Dach der alten Hütte dort. Ich finde die letzte Ruhestätte des Jungen, der mit den falschen Freunden ein Glas zu viel trank – ein flach ausgehobenes Grab im Kiefernwäldchen. Oft schwebt ihre Seele noch über den sterblichen Überresten, die sie einst beherbergten. Ihre Seele verwandelt sich nicht in einen Engel. Die Leute haben schon zu Lebzeiten nicht an Gott geglaubt – warum sollten sie sich dann in Engel verwandeln? Selbst ganz normale Menschen, die

weithin als »gut« gelten, sind nicht vor Dummheit, Bestechlichkeit oder Eifersucht gefeit.

Meine Schwester Cameron liegt da auch irgendwo. In irgendeinem Abflussrohr, unter dem Fundament eines Hauses, zusammengekrümmt im verrosteten Kofferraum eines zurückgelassenen Wagens oder lang ausgestreckt auf dem Waldboden. Cameron verwest. Vielleicht klammert sich ihre Seele noch an die Überreste ihres Körpers, weil sie darauf wartet, gefunden zu werden. Darauf, dass ihre Geschichte erzählt wird.

Vielleicht ist das alles, was sie sich wünschen, die stummen Zeugen.



Der Sheriff war alles andere als erfreut über meine Anwesenheit. Aber wer hatte mich dann ausfindig gemacht und nach Sarne beordert? Wahrscheinlich einer der Zivilisten, die jetzt verlegen in seinem Büro herumstanden. Sie waren ausnahmslos gut gekleidet und genährt, eindeutig Leute, die es gewohnt sind, etwas darzustellen. Ich sah von einem zum anderen. Der Sheriff, Harvey Branscom, hatte ein rotes, runzeliges Gesicht, das von einem weißen Schnurrbart unterbrochen wurde, und kurz geschnittenes weißes Haar. Er war bestimmt Mitte fünfzig, vielleicht auch älter. Branscom trug eine enge khakifarbene Uniform und saß auf dem Drehstuhl hinter seinem Schreibtisch. Er sah angewidert drein. Der Mann zu seiner Rechten war mindestens zehn Jahre jünger, dunkelhaariger und wesentlich dünner, sein schmales Gesicht war frisch rasiert. Er hieß Paul Edwards und war Anwalt.

Die Frau, mit der er gerade stritt, etwas jünger als er und mit aufwendig blondierten Haaren, war Sybil Teague. Sie war Witwe, und die Nachforschungen meines Bruders hatten ergeben, dass sie einen Großteil der Stadt Sarne geerbt hatte. Neben ihr stand ein weiterer Mann, Terence Vale. Er hatte ein rundes Gesicht, dünnes fahles Haar, eine Nickelbrille und trug eines von diesen Namensschildchen zum Aufkleben. Er käme gerade von

einer Ratsversammlung, hatte er beim Hereineilen verkündet. Auf seinem Namensschild stand: »Hi! Ich bin TERRY, der BÜRGERMEISTER.«

Da Bürgermeister Vale und Sheriff Branscom derart verstimmt über meine Anwesenheit waren, nahm ich an, dass mich Paul Edwards oder Sybil Teague herbeordert hatte. Ich sah von einem zum anderen. Teague, dachte ich. Ich lehnte mich lässig in dem unbequemen Stuhl zurück, schlug die Beine übereinander und wippte mit dem freien Fuß auf und ab. Dabei kam mein schwarzer Lederslipper dem Schreibtisch des Sheriffs gefährlich nahe. Die vier warfen sich Anschuldigungen an den Kopf, als sei ich gar nicht im Raum. Wahrscheinlich konnte sie Tolliver sogar noch im Wartezimmer hören.

»Wollen Sie das nicht lieber besprechen, während mein Bruder und ich zurück ins Hotel gehen und uns ausruhen?«, fragte ich mitten in ihre lautstarke Auseinandersetzung hinein.

Sie verstummten und sahen mich an.

»Ich fürchte, wir haben Sie unter falschen Voraussetzungen herkommen lassen«, sagte Branscom bemüht höflich, aber an seinem Gesicht konnte ich erkennen, dass er mich zur Hölle wünschte. Seine Hände lagen zu Fäusten geballt auf dem Schreibtisch.

»Und die wären ...?« Ich rieb mir die Augen. Ich kam direkt von einem anderen Einsatzort und war ziemlich müde.

»Terry hat uns nicht ganz richtig über Ihre Referenzen informiert.«

»Gut, dann machen Sie das doch bitte unter sich aus, während ich ein wenig Schlaf nachhole«, sagte ich erschöpft und gab kampflös auf. Ich erhob mich mühsam und fühlte mich schlagartig uralte, auf jeden Fall wesent-

lich älter als meine vierundzwanzig Jahre. »Es wartet nämlich noch ein weiterer Fall in Ashdown auf mich. Deshalb werde ich gleich morgen früh abreisen. Aber zumindest die Fahrtkosten müssen Sie uns erstatten. Wir sind extra von Tulsa hergefahren. Mein Bruder wird Ihnen sagen, wie viel das macht.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ ich Branscoms Büro, lief einen Flur entlang und betrat durch eine Tür den Wartebereich. Ich ignorierte die Einsatzkoordinatorin hinter dem Schreibtisch, die mich neugierig musterte. Bestimmt hatte sie meinen Bruder Tolliver genauso neugierig angestarrt, bis ich sie ablenkte.

Tolliver ließ die alte Zeitschrift fallen, die er durchgeblättert hatte, und erhob sich aus dem Kunstledersessel. Tolliver ist siebenundzwanzig. Sein Schnurrbart hat einen roten Schimmer, ansonsten sind seine Haare genauso schwarz wie meine.

»Fertig?«, fragte er. Ich sah ihm an, dass er genervt war. Er blickte auf mich herunter und hob fragend die Brauen. Tolliver ist mindestens 10 cm größer als ich mit meinen 1,70 m. Ich schüttelte den Kopf und gab ihm zu verstehen, dass ich ihm alles Weitere später erzählen würde. Er hielt mir die Glastür auf, und wir traten in die kühle Abendluft hinaus. Ich spürte, wie mir die Kälte in die Knochen kroch. Der Fahrersitz im Chevrolet Malibu war auf meine Beinlänge eingestellt, also setzte ich mich hinter Steuer.

Das Polizeirevier lag direkt am Rathausplatz, gegenüber dem Gerichtsgebäude, das sich in seiner Mitte erhob. Letzteres war ein mächtiger Bau aus den 1920er Jahren, einer mit viel Marmor und hohen Gewölbedecken, der nach heutigen Standards schwer zu beheizen und zu kühlen ist, aber eindrucksvoll war er trotzdem. Die Grün-

anlagen um das alte Gebäude herum waren sehr gepflegt, sogar jetzt, wo die Bäume ihr Laub abwarfen. Noch parkten Touristen auf den erstklassigen Parkplätzen am Rathausplatz. In dieser Jahreszeit waren das überwiegend Weiße mittleren Alters sowie ältere Besucher, allesamt mit gummibesohlenen Schuhen und Windjacken. Sie liefen langsam und vorsichtig und jede Bordsteinkante war ein potenzielles Hindernis. Genauso langsam fuhren sie auch Auto.

Wir mussten den Platz zweimal umrunden, ehe ich die richtige Abzweigung zu unserem Motel fand. Ich hatte das dumpfe Gefühl, dass alle Straßen in Sarne zu diesem Platz führten. Die anliegenden Geschäfte gehörten zum Vorzeigeviertel der Stadt, das zum Einkaufen und Flanieren bestimmt war. Sogar die Straßenlaternen waren künstlerisch gestaltet – mit Schnörkeln und Blättern verziertes, mattgrün gestrichenes Metall. Die Bürgersteige waren eben und rollstuhltauglich, und es gab ausreichend Abfalleimer, die als niedliche kleine Häuschen getarnt waren. Alle Schaufenster direkt am Platz waren aufeinander abgestimmt. Sie hatten allesamt hölzerne Fassaden und altmodische Ladenschilder mit einer ebenso altmodischen Beschriftung: *Tante Hatties Eisdiele, Jeps gute Stube, Jn. Banks Lebensmittel, Annies Bonbonladen*. Vor jedem Geschäft stand eine schwere Holzbank. Durch die hell beleuchteten Schaufenster erkannte ich ein, zwei Ladeninhaber. Sie waren kostümiert und trugen Kleider wie zur Jahrhundertwende.

Es war schon nach fünf, als wir den Platz endlich verließen. Es war ein bewölkter Tag Ende Oktober, und es war schon beinahe völlig dunkel.

Wenn man das Touristenviertel um das Gerichtsgebäude erst einmal hinter sich gelassen hatte, entpuppte sich

Sarne als äußerst hässlich. Läden wie *Mountain Karl's Kountry Krafts* wichen solchen für banalere Bedürfnisse wie der *First National Bank* und *Reynolds Haushaltsgeräte*. Je weiter ich in die Seitenstraßen hineinfuhr und den Platz hinter mir ließ, desto mehr leer stehende Geschäfte fielen mir auf, von denen ein, zwei kaputte Schaufenster aufwiesen. Es gab kaum Verkehr. Das war der private Teil von Sarne, wo die Einheimischen lebten. Laut Aussage des Bürgermeisters war die Touristensaison bald vorbei, jetzt, wo das Laub von den Bäumen fiel. Während des Winters würde Sarne den roten Teppich wieder einrollen – und damit auch seine Gastfreundschaft einfrieren.

Ich ärgerte mich über die Zeitverschwendung und die umsonst zurückgelegten Kilometer. Aber ich hatte die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben, und als ich fünf Querstraßen vom Rathausplatz entfernt diesen unverkennbaren Sog spürte, war ich beinahe glücklich. Er kam von links, aus fünf, sechs Metern Entfernung.

»Ist es erst neulich passiert?«, fragte Tolliver, als er sah, wie mein Kopf herumfuhr. Ich muss stets hinsehen, auch wenn meine Augen selbstverständlich nichts erkennen können.

»Oh ja.« Wir fuhren nicht etwa an einem Friedhof vorbei, und ich hatte auch nicht das Gefühl, es mit einer frisch aufgebahrten Leiche zu tun zu haben, was auf ein Bestattungsinstitut hingewiesen hätte. Der Eindruck war einfach zu heftig, der Sog zu stark.

Sie wollen nämlich gefunden werden.

Statt geradeaus weiter bis zum Motel zu fahren, bog ich links ab und folgte dem »Geruch«, der von mir Besitz ergriffen hatte. Ich hielt auf dem Parkplatz einer kleinen Tankstelle. Mein Kopf fuhr erneut herum, als ich

die Stimme vernahm, die vom überwucherten Grundstück auf der anderen Straßenseite nach mir rief. Ich sage »Geruch« oder »Stimme«, obwohl sich das, was diesen Sog verursacht, wesentlich weniger genau bestimmen lässt.

Etwa drei Meter hinter dem Eingang zum Grundstück befand sich die Fassade eines Gebäudes. Soweit ich das verwitterte, im Wind wehende Schild entziffern konnte, handelte es sich um einen ehemaligen Waschsalon. Nach dem Zustand des Gebäudes zu urteilen, war der Waschsalon *Evercleen* schon vor Jahren zur Hälfte abgebrannt.

»In der Ruine da drüben«, sagte ich zu Tolliver.

»Soll ich nachsehen?«

»Nö. Ich rufe Branscom an, sobald wir auf unserem Motelzimmer sind.« Wir lächelten uns kurz an. Es gibt nichts Besseres als ein konkretes Beispiel, um meine Glaubwürdigkeit unter Beweis zu stellen. Tolliver nickte mir anerkennend zu.

Ich ließ den Motor wieder an. Diesmal erreichten wir unser Motel ohne jede Verzögerung und konnten einchecken. Wenn wir den ganzen Tag zusammen gewesen sind, brauchen wir einfach etwas Abstand, deshalb zwei getrennte Zimmer. Es hat nichts damit zu tun, dass einer von uns beiden übertrieben schamhaft wäre.

Mein Zimmer sah aus wie all die anderen, in denen ich während der letzten Jahre geschlafen hatte. Der Bettüberwurf war eine grün glänzende Steppdecke, und das Bild über dem Bett zeigte eine Brücke, vermutlich irgendwo in Europa. Von diesen beiden Kleinigkeiten einmal abgesehen, hätte ich in jedem beliebigen Billig-Motel überall in Amerika sein können. Aber zumindest roch es sauber. Ich holte mein Schminktäschchen und meine Reiseapotheke aus dem Koffer und trug beides in das kleine Bad.

Dann ließ ich mich aufs Bett fallen und beugte mich vor, um die Instruktionen auf dem alten Telefon zu entziffern. Nachdem ich die Nummer in dem schmalen örtlichen Telefonbuch nachgeschlagen hatte, rief ich bei der Polizei an und verlangte den Sheriff. In weniger als einer Minute hatte ich Branscom am Apparat, und er war eindeutig nicht erfreut, mich ein zweites Mal sprechen zu müssen. Er fing wieder damit an, dass ich unter falschen Voraussetzungen bestellt worden sei – als ob ich irgendwas damit zu tun hätte! –, und ich würgte ihn ab.

»Ich dachte, es würde Sie vielleicht interessieren, dass ein Toter namens Chess oder Chester im ausgebrannten Waschsalon in der Florida Street liegt, etwa fünf Querstraßen vom Rathausplatz entfernt.«

»Wie bitte?« Es dauerte ein wenig, bis sich Harvey Branscom wieder gefasst hatte. »Darryl Chesswood? Der ist doch zu Hause, bei seiner Tochter. Sie haben letztes Jahr angebaut, als er so langsam vergaß, wo er wohnt. Wie kommen Sie bloß darauf?« Er klang wirklich sehr empört.

»Das ist nun mal mein Job«, sagte ich und legte sanft den Hörer auf.

Das Städtchen Sarne hatte soeben ein Werbegeschenk erhalten.

Ich ließ mich auf den rutschigen Bettüberwurf fallen und verschränkte die Arme vor der Brust. Man musste nicht hellsehen können, um vorauszusagen, was jetzt passieren würde. Der Sheriff würde Chesswoods Tochter anrufen. Die würde nach ihrem Vater sehen und feststellen, dass er verschwunden war. Dann würde der Sheriff höchstwahrscheinlich persönlich vor Ort nachsehen, weil er sich schämte, einen Untergebenen loszuschicken. Und er würde Chesswoods Leiche finden.

Der alte Mann war eines natürlichen Todes gestorben – vermutlich an einer Hirnblutung.

Es tat immer wieder gut, jemanden zu finden, der nicht ermordet worden war.

Als Tolliver und ich am nächsten Morgen den Diner *Kountry Good Eats* betraten, der praktischerweise direkt neben dem Motel lag, waren schon alle da. Sie hatten sich in einen kleinen, vom Rest des Restaurants abgetrennten Raum zurückgezogen. Die Tür zu diesem Raum stand offen, so dass sie unsere Ankunft nicht übersehen konnten. Die schmutzigen Teller auf dem Tisch vor ihnen, die beiden leeren Stühle und die Kaffeekanne wiesen darauf hin, dass man uns bereits erwartete. Tolliver gab mir einen vielsagenden Stups, und wir sahen uns an.

Sich an einen anderen Tisch zu setzen, hätte verschämt ausgesehen, also ging ich auf die offene Tür ihres Raumes zu, die Zeitung, die ich aus dem stummen Verkäufer geholt hatte, unter den Arm geklemmt. Das winzige Zimmer wurde von dem riesigen runden Tisch beinahe komplett ausgefüllt. Sarnes Wichtigtuere saßen um ihn herum und starrten uns an. Ich versuchte mich daran zu erinnern, ob ich mir schon die Haare gekämmt hatte. Aber Tolliver hätte mir Bescheid gesagt, wenn ich vollkommen verstrubbelt ausgesehen hätte, beruhigte ich mich. Ich habe einen Kurzhaarschnitt. Meine Haare sind sehr füllig und lockig. Wenn ich sie wachsen lasse, habe ich einen riesigen schwarzen Busch zu bändigen. Tolliver hat Glück. Seine Haare sind glatt, und er lässt sie wachsen, bis er einen Pferdeschwanz machen kann. Dann wird er sie leid und schneidet sie wieder ab. Im Moment waren sie kurz.

»Sheriff«, sagte ich mit einem Nicken. »Mr Edwards,

Mrs Teague, Mr Vale. Wie geht es Ihnen?« Tolliver schob mir einen Stuhl hin, und ich nahm Platz. Das macht er extra, um mit seinem guten Benehmen anzugeben. Je mehr Respekt er mir in der Öffentlichkeit entgegenbringt, so glaubt er, desto mehr wird es die anderen beeindrucken. Manchmal funktioniert das auch.

Die Kellnerin hatte mir Kaffee eingeschenkt, und ich nahm gerade den ersten Schluck, als der Sheriff das Wort ergriff. Ich riss mich von meiner Zeitung los, die immer noch zusammengefaltet neben meinem Teller lag. Ich lese nun mal gern Zeitung, wenn ich meinen Kaffee trinke.

»Er war da«, sagte Harvey Branscom bedeutungsschwer. Der Mann war seit gestern Abend um zehn Jahre gealtert, und weiße Bartstoppeln zierten seine Wangen.

»Sie meinen Mr Chesswood.« Bei der Kellnerin bestellte ich einen Obstteller mit etwas Joghurt, was diese für eine äußerst merkwürdige Wahl zu halten schien. Tolliver nahm French Toast mit Bacon und schenkte ihr einen flirtenden Blick. Er hat eine Schwäche für Kellnerinnen.

»Ja«, sagte der Sheriff. »Mr Chesswood. Darryl Chesswood. Er war ein guter Freund meines Vaters.« Er sagte das so, als sei ich, nur weil ich ihm verraten hatte, wo die Leiche des alten Mannes lag, irgendwie mit schuld an seinem Tod.

»Mein herzliches Beileid«, sagte Tolliver höflich. Ich nickte und ließ zu, dass ein peinliches Schweigen entstand. Stumm bot mir Tolliver noch mehr Kaffee an, und ich hob die Hand, um ihm zu zeigen, dass sie heute gar nicht zitterte. Nach einem weiteren genüsslichen Schluck schenkte ich mir nach und berührte Tollivers Becher, um ihn zu fragen, ob er noch Kaffee wolle, aber er schüttelte den Kopf.

Unter den forschenden Blicken der Umsitzenden konn-

te ich unmöglich die Zeitung aufschlagen, die neben meinem Teller lag. Ich musste also warten, bis die Kerle so weit waren, mir zu sagen, was sie sowieso längst beschlossen hatten. Ich war optimistisch gewesen, als ich sah, dass man bereits auf uns wartete, aber dieser Optimismus schwand immer mehr.

Die Sarniten (oder hießen sie Sarnier?) warfen sich jede Menge verstohlene Blicke zu. Schließlich beugte sich Paul Edwards vor, um mir das Ergebnis ihrer Beratung mitzuteilen. Er war ein gutaussehender Mann und daran gewöhnt, im Mittelpunkt zu stehen.

»Woran ist Mr Chesswood gestorben?«, fragte er, als sei das die Bonusfrage.

»An einer Hirnblutung.« Meine Güte, was für Leute! Ich schielte sehnsüchtig nach meiner Zeitung.

Edwards lehnte sich zurück, als hätte ich ihm eine Ohrfeige verpasst. Wieder diese verstohlenen Blicke. Mein Obststeller kam – eine in Scheiben geschnittene Honigmelone, die noch ganz hart war und nach nichts schmeckte, Ananas aus der Dose, eine Banane mit Schale und ein paar Weintrauben. Nun ja, es war schließlich Herbst. Nachdem Tolliver seinen French Toast bekommen hatte, begannen wir zu essen.

»Die Verzögerung wegen gestern Abend tut uns leid«, sagte Sybil Teague. »Zumal Sie unser Gespräch so interpretiert zu haben scheinen, dass wir, äh, von unserer Vereinbarung zurücktreten wollen.«

»Ja, genau so habe ich das verstanden. Und du Tolliver?«

»Ich auch«, sagte er feierlich. Tolliver hat Aknenarben auf den Wangen, dunkle Augen und eine tiefe, wohlklingende Stimme. Alles, was er sagt, bekommt sofort Gewicht.

»Ich hab einfach kalte Füße bekommen.« Sie bemühte sich, mich charmant und entschuldigend zugleich anzusehen, aber das verfiel bei mir nicht. »Nachdem mir Terry gesagt hatte, was er über Sie weiß, und Harvey damit einverstanden war, Sie zu kontaktieren, wussten wir schließlich nicht, worauf wir uns da einlassen. Jemanden wie Sie haben wir noch nie zu Rate gezogen.«

»Harper ist einzigartig«, sagte Tolliver schlicht. Er blickte von seinem Teller auf und sah den Umsitzenden in die Augen.

Er hatte Sybil Teague aus dem Konzept gebracht. Sie musste sich erst kurz sammeln. »Da haben Sie bestimmt recht«, sagte sie heuchlerisch. »Nun, Miss Connelly, um auf den Fall zurückzukommen, den Sie hier hoffentlich lösen werden ...«

»Zunächst einmal«, schaltete sich Tolliver ein und tupfte mit einer Serviette seinen Schnurrbart ab, »wer bezahlt Harper?«

Sie starrten ihn an wie einen Außerirdischen.

»Sie sind ja wohl die offiziellen Repräsentanten dieser Stadt, wenn ich auch nicht genau weiß, welche Funktion Sie, Mr Edwards, hier haben. Mrs Teague, zahlen Sie Harper aus eigener Tasche oder steht sie auf dem Honorarzettel der Stadt?«

»Ich bezahle Miss Connelly«, sagte Sybil Teague. Jetzt, wo das Thema Geld zur Sprache gebracht worden war, klang ihre Stimme gleich viel resoluter. »Paul vertritt mich als Anwalt, und Harvey ist mein Bruder.« Nur Terence Vale schien nicht irgendwie mit ihr verbandelt zu sein. »Ich sage Ihnen jetzt, was ich von Ihnen erwarte.« Sybil sah mir tief in die Augen.

Ich blickte wieder auf meinen Teller und zupfte die Trauben ab. »Sie wollen, dass ich nach einer vermissten

Person suche«, sagte ich schlicht. »Das Übliche.« Sie mögen es lieber, wenn man von »vermissten Personen« anstatt von »vermissten Leichen« spricht, was es eigentlich wesentlich besser trifft.

»Ja. Sie war allerdings ein ziemlich wildes Mädchen. Vielleicht ist sie ja auch nur weggelaufen. Wir wissen nicht genau – zumindest sind nicht alle der Auffassung ... dass sie tot ist.«

Wie oft ich das schon gehört habe! »Dann haben wir allerdings ein Problem.«

»Und zwar?« Sie wurde ungeduldig – wahrscheinlich war sie es nicht gewohnt, dass man ihr widersprach.

»Ich finde nur Tote.«

»Und das wussten die auch!«, zischte ich Tolliver zu, als wir wieder auf unsere Zimmer gingen. »Das *wussten* die. Ich finde keine Lebenden. Das kann ich nicht.«

Ich wurde wütend, und das war dumm.

»Natürlich wissen sie das«, sagte er beruhigend. »Vielleicht wollen sie einfach nur nicht wahrhaben, dass sie tot ist. Menschen sind nun mal so. Als brauchte man nur so zu tun, als gebe es Hoffnung, und dann gibt es *wirklich* Hoffnung.«

»Hoffnung – für mich ist das reine Zeitverschwendung«, sagte ich.

»Ich weiß«, entgegnete Tolliver. »Aber sie können es nun mal nicht ändern.«

Dritte Runde.

Paul Edwards, Sybil Teagues Anwalt, hatte den Kürzeren gezogen. Deshalb saß er hier in meinem Zimmer. Die anderen gingen wahrscheinlich schon wieder ihrem Alltag nach.

Tolliver und ich hatten es uns in den beiden Sesseln am billigen Moteltisch bequem gemacht. Und ich war gerade dabei gewesen, die Zeitung zu lesen. Tolliver arbeitete sich durch einen Science-Fiction-Roman mit Schwertern und Hexen, den jemand in unserem letzten Motel liegen gelassen hatte. Als es an unsere Tür klopfte, sahen wir uns kurz an.

»Ich tippe auf Edwards«, sagte ich.

»Branscom«, meinte Tolliver.

Ich grinste ihn am Rücken des Anwalts vorbei an, während ich die Tür schloss.

»Wenn Sie nach dem vielen Gerede nichts dagegen haben«, sagte der Anwalt entschuldigend, »würde ich Sie jetzt gern zu Ihrem Einsatzort bringen.« Ich sah auf die Uhr. Es war neun. Sie hatten eine Dreiviertelstunde gebraucht, um sich zu einigen.

»Und das ist der Ort, wo...?« Ich ließ den Satz bewusst unvollendet.

»Wo vermutlich Teenie – Monteen – Hopkins ermordet wurde. Und wo der Mord oder Selbstmord von Dell Teague, Sybils Sohn, stattfand.«

»Soll ich jetzt zwei Leichen finden oder eine?« Zwei würden sie teurer kommen.

»Wo Dell ist, wissen wir«, sagte Edwards überrascht. »Er liegt auf dem Friedhof. Sie müssen nur Teenie finden.«

»Reden wir hier von einem Wald? Mit welchem Gelände haben wir es zu tun?«, fragte Tolliver sachlich.

»Bewaldetes Gebiet, ja, teilweise ziemlich abschüssig.«

Da wir wussten, dass wir in den Ozarks arbeiten würden, hatten wir die entsprechende Ausrüstung dabei. Ich zog meine Wanderstiefel und eine knallblaue Steppjacke an und verstaute einen Schokoriegel, einen Kompass,

eine kleine Flasche Wasser und ein aufgeladenes Handy in meinen Taschen. Tolliver ging durch die Verbindungstür in sein Zimmer. Als er zurückkam, war er ähnlich gekleidet. Paul Edwards sah uns mit einer Mischung aus Neugier und Faszination zu. Er war so gebannt, dass er für ein paar Minuten tatsächlich vergaß, wie gutaussehend er war.

»Sie machen das wahrscheinlich ständig«, sagte er.

Ich schnürte sorgfältig die Wanderstiefel nach und machte einen Doppelknoten. Dann griff ich nach den Handschuhen. »Ja«, sagte ich. »Das ist mein Job.« Ich schlang mir einen knallroten Schal um den Hals. Bei schlimmer Kälte würde ich ihn ordentlich zuknoten. Der Schal war nicht nur warm, sondern auch weithin sichtbar. Ich warf einen Blick in den Spiegel. Das sollte reichen.

»Finden Sie das nicht deprimierend?«, fragte Edwards, so als könne er nicht anders. In seinem Blick lag eine Wärme, die vorher noch nicht da gewesen war. Ihm war wieder eingefallen, wie gut er aussah, und dass ich eine junge Frau war.

Ich hätte beinahe gesagt: »Nein, ich finde es lukrativ.« Aber ich weiß, dass es die meisten geschmacklos finden, wie ich meinen Lebensunterhalt verdiene. Außerdem wäre das ohnehin nur die halbe Wahrheit gewesen.

»Es ist immerhin etwas, das ich für die Toten tun kann«, sagte ich schließlich, was ja auch stimmt.

Edwards nickte, so als hätte ich etwas unglaublich Geistreiches gesagt. Er wollte, dass wir alle drei mit seinem Landrover fahren, aber wir nahmen unseren eigenen Wagen. (Das machen wir immer so, seit uns einmal ein Kunde in den Wäldern zurückließ, dreißig Kilometer von jeder Zivilisation entfernt, weil er sich so darüber aufregte, dass ich die Leiche seines Bruders nicht fand.